

---

 F r e i t a g d e n 1 7 . O k t o b e r 1 8 1 7 .
 

---

 A b e n t e u e r d e s C h e v a l i e r v o n  
 P a g e v i l l e .

Der Sohn von einem Jugend-Freunde meines Vaters, war mein Kindheits- und Studien-Gefährte. Der Chevalier von Pageville, so hieß er, war der Jüngst-geborene einer guten Familie aus der Normandie, welche um den Ältesten standesmäßig auszustatten, diesem nur die Wahl zwischen einer Wfründe und dem Malteserkreuz ließ. Er wählte nicht lange. Von früher Jugend an konnte man in seinem Charakter etwas Abenteuerliches und eine Liebe zur Unabhängigkeit wahrnehmen, die sich nicht zum geistlichen Stande paßten. Wie seine Studien vollendet waren, ging er nach Brest, um sich als See-Offizier aufnehmen zu lassen. Unsere Trennung verursachte uns unendlichen Kummer; und ich wäre untröstlich gewesen, ihn im blauen Rock, den Anker auf den Knöpfen, mit dem Treppen-Hut, Weste, Strümpfe und Weinkleider roth, fortziehen zu sehn, wenn ich nicht die Hoffnung gehabt hätte, bald selbst die Uniform zu tragen.

Der Chevalier schiffte sich auf dem

Majestüeur ein, einem Linienschiff von Herrn von Forbin befehligt. Drei Jahre später fanden wir uns auf der Insel Minorca wieder. Er, der im Kollegium nur die Abenteuer von Robinson Crusoe, von Chevalier Dezatines, von Kapitan Biot las, der nur von Schiffbrüchen und wüsten Inseln träumte, war bestimmt eines der ersten Opfer von Rousseaus Sophismen zu werden, und ich wunderte mich nicht über die Begeisterung, mit der er von der berühmten anti-socialen Rede sprach, welche so eben den Preis von der Akademie von Dijon erhalten hatte. Wir kamen zusammen nach Paris zurück, während der drei Monate, die er dort zubrachte, faßte er die übertriebenste Leidenschaft für die kleine Nanine, eine Tänzerin vom Markte St. Germain, aber auch er bezauberte sie dergestalt, daß sie einwilligte, ihm als Schiffszunge nach Rochefort zu folgen, wo er auf dem Schiffe, der Apollo, welches mit zu der nach Indien bestimmten Eskadre gehörte, eine neue Seereise begann.

Sechs Jahren waren verfloßen, ohne daß ich etwas von ihm gehört hätte, als ich ebenfalls mit meinem Regiment nach

Pontichery absegelte. Einer unserer Offiziere, der mit Pageville auf dem Apollo gedient hatte, erzählte mir, daß bei einer Landung an der Küste von Malabar der Chevalier mit seinem Schiffsjungen ausgestiegen wäre, und sich nicht mehr hätte sehen lassen. Der mir diese Nachricht mittheilte und ich selbst zweifelten nicht, daß der Tod seiner abenteuerlichen Laufbahn, außer welcher er nur Vorurtheil und Langeweile erblickte, ein Ende gemacht hätte. Die Folge der Kriegsereignisse, in die wir damals verwickelt waren, führte mich an die Küste von Orica, wo die Abtheilung der Seeponys, die ich befehligte, bei Jano durch einen Haufen Maratten angegriffen wurde; das Gefecht entschied sich zu unserm Vortheil; der feindliche Führer, dessen Pferd unter ihm fiel, wurde gefangen in mein Zelt gebracht; ich richtete einige Worte in der Talinga-Sprache an ihn, die ich eben erst zu lernen anfing; mein Erstaunen war grenzenlos, wie er statt aller Antwort mir um den Hals fiel. — Es war der Chevalier von Pageville! — Nothgedrungen, die Begebenheiten eines halben Jahrhunderts mit wenigen Worten auszusprechen, unterdrückte ich alle Details und wiederhole nur die ersten flüchtigen Worte meines Freundes.

„Sie wußten, daß Nanine mir an Bord des Apollo gefolgt war. Ihr Geschlecht konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben; Herr v. St. Hilaire, unser Kapitain, machte mir darüber Vorwürfe, die ich eben nicht sehr gut aufnahm, und trieb seine Strenge so weit, mich zu zwingen, dieß junge zarte Geschöpf, die mit so vieler Großmuth ihr Schicksal an das meinige gebunden hatte, und die ich so herzlich liebte, auf der nächsten französischen Besatzung, die wir erreichen würden, ans Land zu setzen.“

„Hätte ich auch weniger sie geliebt, wie könnt ich sie verlassen?“

„Ich entschloß mich ohne Bedenken, mit ihr ans Land zu gehen. Nächsten Tag rüstete ich, ohne Jemand davon zu unterrichten, ein kleines Fahrzeug aus, und schiffte damit nach Surate, eine der angenehmsten Städte. Wir führten, so lange mein Vorrath von einigen tausend Piaßtern dauerte, ein fröhliches Leben; doch endlich wurde er erschöpft und unser Zustand fing an mich zu bekümmern: nicht meinethwegen, aber wegen meiner jungen Gefährtinn, deren Liebe noch nicht vom Mangel erprobt war. Nanine war eine zweite Manon Lescant, trener vielleicht im Ueberfluß; aber im Unglück eben so bereit zu einem festen Entschluß. Sie war in Surate durch ihre Talente und ihre Schönheit nicht nur allen Europäern, sondern auch den Großen des Landes bekannt; einer dieser Letztern, der sie hatten tanzen sehn und sie darum für eine Slavinn hielt, hatte mir eine beträchtliche Summe für sie geboten, und wir hatten oft über diese sonderbaren Vorschläge gelacht. An einem Abend, wie ich von \*\* zurückkam, wo ich wegen unserer Ueberfahrt nach Isle de France auf einem Schiffe, was so eben absegeln sollte, unterhandelt hatte, fand ich Nanine nicht zu Hause; eine ihrer Dienstfrauen übergab mir einen Brief, der von ihren Thränen noch ganz feucht war; ohne mich ihr Vorhaben ahnen zu lassen, ersuchte sie mich darin, die Trennung, die sie für mein und ihr Glück für nöthig gehalten hätte, mit Muth zu ertragen. Mein Erstaunen war so groß, wie meine Verzweiflung. Während acht Tagen, die ich noch in Surate blieb, bemühte ich mich vergebens, auf ihre Spur zu kommen. Bis auf den Punkt gebracht, meine

Ueberfahrt auf dem Schiffe, welches ich besteigen wollte, nicht bezahlen zu können, nahm ich, um meine Reise unentgeltlich zu machen, die Führung einer Abtheilung Lastkaren an, indem alle Fahrzeuge bewaffnet seyn müssen, um sich gegen die Piraten, von denen diese Gegend überschwemmt ist, zu vertheidigen.

„Im Augenblick, wo wir die Anker lichteten, näherte sich ein Kahn unserm Fahrzeug, einige Indianer, welche ihn führten, gaben eine Kiste unter meiner Adresse an unserm Bord ab, und entfernten sich dann wieder, ohne auf eine unserer Fragen zu antworten. Wie ich die Kiste öffnete, fand ich, unter Mundvorräthen aller Art, eine Börse mit ungefähr 5000 Francs. Nichts deutete mir an, wem ich für einen solchen Dienst verpflichtet wäre; doch das Geheimniß selbst, unter dem sich mein Wohlthäter verbarg, ließ mich nicht die untreue Nanine verkennen. Aber wie hatte sie sich Hülfsmittel verschafft, die sie mich nun nöthigte zu theilen? Welches war ihr Schicksal? Was sollte aus ihr werden? Ich begriff dieses nicht, und ich hatte darüber nur Vermuthungen, die jetzt nicht mehr zu meiner Erzählung gehören. Den Morgen nach unserer Abreise von Surate wurden wir von einigen zwanzig marattischen Schaluppen angegriffen, jede war mit zwei Kanonen bewaffnet, wir hatten deren schon sechs oder sieben versenkt, und wären leicht den andern entsgangen, wenn nicht alle Piraten von der Küste, von der wir uns der Winde wegen nicht hatten entfernen können, uns nachgesetzt hätten. Nach einem fünf- bis sechsständigen Gefecht wurde unser Fahrzeug genommen, ich verlor alles was ich besaß, wurde zum Sklaven gemacht und

ins Innere des Landes geführt. Schon seit drei Monaten wurde ich von meinem Herrn angehalten, Steine zu schleppen und Pfosten für seine Zelte zu schnitzen; dieses Zustandes müde entschloß ich mich, ihm, was es auch kosten möge, ein Ende zu machen. Der Nabob von Bisapour unterhandelte damals mit dem Vescha, Haupt der marattischen Republik, über Werbungen mehrerer Schwadronen, die er in Gold nehmen wollte; mein Herr willigte ein, mich unter diesen kleinen Haufen aufzunehmen, den er als sein Kontingent stellen sollte. Nach den ersten zwei Feldzügen machte er mich zu dessen Oberbefehlshaber. Ich war in die vier Lirkars eingedrungen, um mich dem Herrn von Büffy zu nähern, dem ich mich als Vermittler eines Bündnisses mit den Maratten, das ich für das Interesse Frankreichs für nützlich hielt, anbieten wollte. Wir griffen auch an, wie es die Sitte der Menschen, die ich anführte, erfordert, ohne zu fragen wer der Feind ist; daß wir uns die Stärkern glaubten, war genug den Angriff zu entscheiden — das Uebrige ist Ihnen bekannt.“

Nachdem ich mehrere Tage mit diesem lieben Abenteuerer in den Ergießungen unserer Herzen zugebracht hatte, gab ich ihm einen Brief an den französischen General, den er aufzusuchen gedachte; zwei Monate später meldete er mir schriftlich, daß ihm ein Plan, an dessen Erfüllung die Uebermacht der Franzosen augenscheinlich geknüpft wäre, nicht gelungen sei, und er sich deshalb nun mit einem Landsmann zu einer Lebensart verbunden hätte, die sich am besten mit seiner Neigung zum ungebundenen Umherirren verträge. Hiemit wollte er mir, wie ich indessen erfahren habe, zu verstehen geben, daß ihnen ein

Handelsmann mit dem Gerippe eines kleinen Fahrzeugs ein Geschenk gemacht habe, mit welchem sie sich vornahm, indische Vogelnester aufzusuchen, die im ganzen Orient sehr viel verbraucht, aber besonders von den Chinesen um den höchsten Preis bezahlt werden. Von dieser Zeit schreibt sich unser regelmäßiger Briefwechsel her.

Nach einer Menge von Abenteuern, wie sie eine solche Lebensart mit sich bringen mußte, während denen der Chevalier längs der Sechellen-Inseln die Salangas aus ihren Nestern vertrieb, und den Ueberfluß in seinen Geldbeutel brachte, ließ er sich als Vächter der Perlenfischerei des Königs von Travancor in Tutukorin nieder, und lebte auch daselbst zehn Jahre lang recht zufrieden. Die ersten Funken der französischen Revolution, (welche er so wie viele Andere für die Morgenröthe eines neuen Tages hielt), riefen ihn in sein Vaterland zurück; das Unglück, was ihm widerfuhr, die Gefahr, der er in diesem schrecklichen Sturme ausgesetzt war, gehören weniger seiner eigenen Geschichte an, als der dieses schrecklichen Zeitpunkts überhaupt. In der letzten Krisis dieses politischen Fiebers wurde er zur Deportation nach Guiana verurtheilt, ein Mißbrauch der Uebermacht, gegen den ihn sein bisheriges Leben jedoch weniger empfindlich machte, als manchen Andern. Mit mehreren seiner Unglücksgefährten in das Fort Sinanary eingesperrt, suchte und fand er auch bald die Mittel zu entkommen; aber anstatt sich dem Meeresufer zu nähern, drang er tiefer in diese unermeßliche Einöde, und siedelte sich mit einigen Negern, die er in Cavenne gekauft hatte, an den Ufern des Napoc an, in geringer Entfernung eines Staa-

mes von Wilden, von denen er als Freund empfangen ward und die ihn jetzt als ihren Wohlthäter lieben. Schon manches Jahr gleitete in dieser freiwilligen Verbannung über seinem Haupte hin; er glaubt seine Heimath gefunden zu haben; aber die Sehnsucht seiner unter den ergraute Wimpern noch funkelnden Blicke, wenn er vom Abendroth, das auf den fernem Gebirgen ruhet, zum dunkelnden Osten sich hinwendet, verräth, daß Frankreich sein Vaterland blieb, und er gern dort sein Grab sänd, von wo ihn im Leben seine Unruhe hinweg trieb.

---

### C h a r a d e.

Ein Tropfen gibt den Stoff zu einem Prunk-  
gebilde,  
Das eines Odems Hauch sein flüchtig  
Daseyn dankt.  
Im Doppelspiegel mahlt es Wälder und  
Gefilde,  
Wenn es in lichter Form am dünnen  
Halme schwankt.  
Kein Mahler mahlte je der Farben Mischung  
Schöner,  
Als hier im zarten Schmelz entzückt das  
Aug' erblickt.  
Doch sind meist Kinder nur des Schwindelbil-  
des Schöner,  
Weil seine dünne Wand die kleinste  
Wack' zertrückt.  
Daselbe Element, das ihm die So m gegeben,  
Zerstückt viel schneller noch des Spiegels  
bildes Schweben.  
S. K.

---

Auflösung der Charade in No. 41.

E b e.

---